

diesen Romantext benutzt Oliveira in seiner Filmversion wiederum, manchmal ironisch, als gesprochenen Kommentar: Die Bilder verraten, was das Wort verschweigt.

Oliveira ist ein Einzelgänger, weil die Regisseure, denen er sich nahe fühlt, einer anderen Zeit angehören: Dreyer mit seiner Ehebruchs-Heroine „Gertrud“, der spanische Buñuel von „Viridiana“, Bresson in seinen Annäherungen an Dostojewski.

Bresson allerdings, der gestrenge, wäre mit Ema in 70 Minuten fertig gewesen, Oliveira hingegen, der Schwärmer und Schwelger, der die labyrinthischen Anekdoten liebt, nimmt sich volle drei Stunden Kinozeit. Sehr ungern hat er darauf verzichtet, an diesem letzten Werk ein ganzes Jahr lang zu drehen, um dem wechselnden Licht der Jahreszeiten folgen zu können. Jedes Bild soll ja nicht irgendeines sein, sondern ein einmaliges, und so leuchten sie.

Das heißt aber nicht – und deshalb sind die drei Kinostunden ein Erlebnis –, daß damit alles klar wäre. Ema wird, noch im Nachdenken über sie, immer schöner und immer rätselhafter. □

## Wacht auf, Verdammte

„Germinal“. Spielfilm von Claude Berri nach dem Roman von Emile Zola. Frankreich 1993.

**A**n einem Septembertag des vergangenen Jahres brauste ein Sonder-TGV, vollgepackt mit Show- und Kultur-Schickeria, von Paris in die nördliche Kohlenreviermetropole Lille. In mißgünstigen Kommentaren war hinterher zu lesen, die Gäste beim Diner unterwegs hätten übermäßig mit Langusten und Gänseleber geaast, wo es doch darum ging, dem berühmten Hungerleider-Opus „Germinal“ die Ehre zu geben.

Auch François Mitterrand, Jacques Delors und natürlich Jack Lang fanden sich in Lille ein, um der Uraufführung der Zola-Verfilmung den Abglanz eines Staatsaktes zu verleihen.

Es ging erstens um ein Herzstück der nationalen Kultur, zweitens um den teuersten Film, der in Frankreich je produziert wurde (für 160 Millionen Francs), und drittens – im Schatten der wirtschaftspolitischen Gatt-Händler, die den Subventionsbetrieb bedrohten – um die Verteidigung des heimischen Filmschaffens gegen den Moloch Hollywood. So war die Premierengala in Lille auch eine Demonstration: „Germinal“ sollte als



Berri-Film „Germinal“: Lesestoff für die Mittelstufe

Frankreichs Antwort auf „Jurassic Park“ verstanden werden.

„Germinal“ heißt der Keimmonat im französischen Revolutionskalender, doch Emile Zolas berühmter gleichnamiger Roman, erschienen 1885, weckt wenig frühlingsmäßigen Überschwang. Er handelt von Elend und tierischer Schinderei im flandrischen Kohlenpott; er handelt von Schweiß, Schmutz, Hunger und schonungslosem Verschleiß, von Kinderarbeit, kapitalistischer Brutalität, Herzensroheit und gewaltsamem Tod.

Die einzige Hoffnung, die über diesem mächtigen proletarischen Leidensfresko dämmert, ist darauf gerichtet, daß in der Zukunft irgendwann der Keim des Sozialismus (daher der Titel) glorreich aufgehen werde.

Mitterrand hat diese Botschaft zum pathetischen Finale gewiß gern gehört. Schwere Ware, Teufel auch, mag hingegen ein Investment-Experte aus Hollywood gesagt haben, oder können Sie sich vorstellen, wie man daraus ein Videospiele, einen „Theme Park“, eine Rummelplatz-Attraktion macht? Kann also die Antwort auf „Jurassic Park“ wirklich heißen: Wenn der Grubenhund los ist, steht die Zeche kopf?

In Frankreich schon, dem rätselhaften Frankreich, denn jedermann kennt „Germinal“, und jedermann liebt die „Germinal“-Stars. Zolas erfolgreichster Roman ist Pflichtlesestoff der Mittelstufe, alljährlich werden deshalb (in fünf konkurrierenden Taschenbuchreihen) 180 000 Exemplare verkauft. Doch im letzten Herbst wurde zwei Ausgaben zu Rennern (ein Hardcover und ein Ta-



„Germinal“-Stars Miou-Miou, Depardieu: Brust raus!

schenbuch), deren Umschlag das Kinoplakat schmückt. Die Verlage bezahlten dafür sechs bis acht Prozent des Ladenpreises an die Filmproduktion, ganz als hätte die nun das Zola-Copyright.

Manche französischen Investment-Experten fürchteten allerdings, die monumentale „Germinal“-Unternehmung (die siebente Filmversion des Stoffs, wobei die letzte 30 Jahre zurückliegt) könnte in der Grube enden, eben weil die dumpfe Elends-Aura des Ganzen schon jedem Gymnasiasten vertraut sei.

Doch eine beispiellose Medienoffensive mit gewerkschaftlichem Begleitfeuer, gipfelnd in der Premierenfete in Lille, wo die arbeitslosen Kumpel auftraten, die als rußgeschminkte Filmkomparsen noch einmal hatten einfahren dürfen, und wo sich auch der Staatspräsident als oberster Werbetexter in die Pflicht nehmen ließ – all dies stemmte „Germinal“ zum Erfolg: Bis zum Jahresende sahen sich sechs Millionen Franzosen den Film an.

Der Mann, der das bewirkt hat, ist eine kleine, bullige Figur von erstaunlichem Ruf: Claude Berri, 59. Er bringt es fertig, überall als guter Kerl aufzutreten und zugleich Frankreichs gerissenster Kinoproduzent zu sein; er hat gut 60 französische

Verlage

oder internationale Filme auf die Beine gestellt und dabei 15mal selber Regie geführt; er hat teure Flops überlebt, populistisches Kino gepredigt und nebenher mit vielen Millionen auf dem New Yorker Avantgarde-Kunstmarkt spekuliert; er gilt in der Branche als Hochrisiko-Zocker, als Egomane und als Arbeitsberserker von solcher Gnadenlosigkeit, daß seine Zechen-Filmcrew ihm den Spitznamen „Germinator“ gab.

Nachdem Berri, Sohn eines rumänisch-jüdischen Immigranten, eines kleinen Kürschners und Klassenkämpfers, „Germinal“ zu seinem Herzensanliegen gemacht hatte – auch zum Gedenken an diesen Vater –, ließ er sich durch keine Widrigkeit aufhalten.

Zwar war und blieb er, unübersehbar, ein Autor und Regisseur von der konventionellen, platt illustrierenden und emotional aufdringlichen Sorte, doch er brachte so imponierend viel an Show-Masse und Mitteln auf, auch an Kunstverständnis der Mitarbeiter, daß sein Monumentalwerk Eindruck macht. Und er verpflichtete als Hauptdarsteller einen Star, der Zolas „Germinal“ nie gelesen hatte, nie als Schauspieler aufgetreten war und sich zwei Jahre lang gegen Berris Ansinnen sträubte: Renaud.

Renaud, Soft-Rocker und Liedermacher mit schmelzendem Blick, Idol der französischen Linken seit dem Mai 1968, spielt nun also, spät zum Kino bekehrt, den Fremdling Lantier, der den Kumpeln im nordischen Flachland die Grundbegriffe von Solidarität und gewerkschaftlicher Organisation beibringt, auch die Internationale, und sie zu ihrem ersten Streik begeistert.

Er spielt diesen Rädelsführer hell, engelhaft, messianisch – also in wirksamem Kontrast zu seinem Klassenkampf-Kompagnon Maheu, denn das ist natürlich die unentbehrliche Dampftramme des französisch-proletarischen Kinos, Gérard Depardieu: Pathetisch bietet der seine breite Brust dar (Plakatmotiv), als die Armee sich anschickt, den Aufruhr niederzuballern – wehe, wehe.

Doch alles, was diese beiden treiben, mit allen Komparsenscharen und allen mächtigen Schicksalsschlägen dazu, wäre nur imponierüchtige Breitwand-Illustration eines Schulfunkmanuskripts, gäbe es da nicht Miou-Miou als Maheus Frau, die Kind um Kind an die Grube verliert: Als Pasionara des Förderkorbs sorgt sie nach langen und düsteren zweieinhalb Kinostunden dafür, daß endlich frei die Tränen fließen.

Falls man die Frage, wann denn nun der „Fructidor“ (Erntemonat) des Sozialismus dämmere, für historisch erledigt hält, bleibt nur noch die, ob der Keim von „Germinal“ auf dem internationalen Markt aufgeht – vom nächsten Donnerstag an auch in deutschen Kinos.

Urs Jenny

## Kurz vor Ladenschluß

**Ausverkauf bei Luchterhand: Rechte am Werk von Christa Wolf, eben erst erworben, werden schon wieder feilgeboten.**

Es war eine seltsame Annonce. Vor knapp zwei Jahren, im Februar 1992, schalteten Christa Wolf und gut zwei Dutzend andere Schriftsteller im *Börsenblatt des deutschen Buchhandels* eine Anzeige, um sich schützend vor „ihren Verlag“ und seine beiden Verlegerinnen zu stellen. Die Autoren



Verlegerinnen Vitali, Raabe: „Sachliche Inkompetenz“

legten darin „den Medien nahe, auf Äußerungen zu verzichten, die die Arbeit des Luchterhand Literaturverlages behindern und seinen Autoren schaden“.

Anlaß: Kurz zuvor hatte die *Zeit* unter dem Titel „Unkenrufe“ gefragt, ob Luchterhand „zu retten“ sei. Und die *Neue Zürcher Zeitung* unkte mit nur wenig Optimismus gleich hinterher: Noch sei der Verlag „nicht verloren“.

Nun könnte er es doch sein. Die Krisensymptome häufen sich. Das Gesamtwerk von Christa Wolf, der erfolgreichsten Repräsentantin der DDR-Literatur, wurde in der vergangenen Woche anderen Verlagen zum Kauf angeboten. Luchterhand hatte Rechte erst kürzlich vom einstigen DDR-Verlag Aufbau erworben. Zusätzlich möchte Luchterhand auch die Buchrechte des Erzählers

Peter Härtling („Schubert“) versilbern. Was sich nun zuspitzt, zeichnete sich schon vor zwei Jahren ab und ließ den berühmtesten Luchterhand-Autor, Günter Graß, mitsamt einem neuen Romanmanuskript – Titel: „Unkenrufe“ – nach mehr als 30 Jahren Verlagstreue das Weite suchen.

Andere Luchterhand-Autoren, von Peter Bichsel bis Gabriele Wohmann, verließen ebenfalls den Verlag – entnervt von der nach ihrer Ansicht unzulänglichen Geschäftsführung der beiden Verlegerinnen Elisabeth Raabe und Regina Vitali. Graß hatte die Unzufriedenheit mit den beiden auf die Formel „sachliche Inkompetenz“ gebracht.

Luchterhand zählte noch in den achtziger Jahren zu den wichtigsten deutschen Literaturverlagen. Schriftsteller aus beiden Teilen Deutschlands, aus Österreich und der Schweiz fanden hier ihr Domizil: Peter Bichsel, Günter Graß, Max von der Grün, Peter Härtling, Günter Herburger, Gert Hofmann,

Ernst Jandl, Helga M. Novak, Peter Schneider, Gabriele Wohmann, ebenso – für den Markt außerhalb der DDR – Christoph Hein, Hermann Kant, Irmtraud Morgner und Christa Wolf.

Probleme wurden erstmals 1987 sichtbar, als die damaligen Privateigner den Verlag an einen niederländischen Konzern veräußerten, ohne die Autorenrunde auch nur zu fragen. Die wähte sich vergebens durch ein elf Jahre altes Statut vor solchen Kollektivverkäufen geschützt. Die Holländer, ohnehin mehr an der juristischen Fachbuchabteilung

von Luchterhand interessiert, ließen sich vom Protest beeindrucken und die deutsche Literatur wieder ziehen.

Es war nicht zuletzt dem Einfluß von Graß zu verdanken, daß das literarische Luchterhand-Erbe überraschend den Verlegerinnen Raabe und Vitali anvertraut wurde, die zuvor den Zürcher Arche-Verlag erworben hatten und nun Luchterhand dazukaufen. Geschätzter Preis: knapp zwei Millionen Mark.

Graß hatte 1976 das Autorenstatut durchgesetzt, um den „Rest Leibeigenschaft“ im Verhältnis von Autor und Verleger zu tilgen. Das, versprochen 1987 die neuen Luchterhändlerinnen, sollte wiederbelebt werden. „Ob das wirklich geht?“ fragte besorgt die *FAZ*.

Drei Jahre später brach mit der Vereinigung eine verkaufsträchtige Sparte